

Das Mehrgenerationenhaus als diakonischer Akteur im Gemeinwesen*

Heinz Schmidt

Die folgenden Überlegungen zum gemeinwesenbezogenen Wirken diakonischer Mehrgenerationenhäuser gehen von einem nicht untypischen Beispiel einer existierenden Einrichtung aus, die seit mehr als einem Jahrzehnt in einem Stadtteil von Karlsruhe von der Hardtstiftung betrieben wird. Diese Stiftung wurde „1851 in der Tradition der evangelischen Rettungshäuser gegründet und bietet lebensorientierte sozialpädagogische Hilfen für Familien, Mädchen, junger Frauen, junge Männer und für Mutter und Kind an“¹.

Seit 2006 betreibt die Stiftung das Brunhilde-Baur-Haus als Mehrgenerationenhaus mit einer angeschlossenen Kindertagesstätte, mit betreuten Wohnformen auch für Familien mit besonderem Hilfebedarf sowie den Ausbildungsbereichen Konditorei und Großküche und einen Startpunkt Familienzentrum. Zu diesem Verbund gehören außerdem ein Café und ein Begegnungsbereich zum Informationsaustausch. Das Brunhilde-Baur-Haus ist eines der ersten Mehrgenerationenhäuser im Rahmen des diesbezüglichen Bundesmodellprojektes.

Ziel des so organisierten Mehrgenerationenhauses ist Hilfe zur Selbsthilfe für Menschen mit unterschiedlichem Hilfebedarf. Gemäß der Tradition der Stiftung sind junge Mütter mit Kindern die hauptsächliche Zielgruppe. In besonderen Fällen ist auch die Aufnahme von Familien möglich. Mit der Einrichtung des Mehrgenerationenhauses kamen ältere Menschen mit und ohne Hilfebedarf als Bewohner hinzu.

Ziel der Hilfe ist die Selbstaktivierung vorhandener Ressourcen bei Einzelnen und in der Gruppe aller Bewohner und Bewohnerinnen sowie anderer Nutzer und deren Integration. Sind notwendige Ressourcen nicht oder wenig ausgeprägt vorhanden, so ist es Ziel, diese Ressourcen zu schaffen. Außerdem geht es um einen Zugewinn an sozialer Kompetenz.

Generationenbegriff und Generationenverhältnis

Dass eine solche Einrichtung den Namen Mehrgenerationenhaus trägt, hängt mit Einsichten der neueren Forschung zum gesellschaftlichen Wandel zusammen. Zunächst einige Bemerkungen zum Generationenbegriff und zum Generationenverhältnis:

* Vortrag anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Brunhilde-Baur-Hauses (als Mehrgenerationenhaus) bei der Hardtstiftung in Karlsruhe-Neureuth, 4. März 2016. Der Vortrag wurde leicht überarbeitet.

¹ Aus der Selbstbeschreibung der Hardtstiftung in: http://www.hardtstiftung.org/Hardtstiftung/Ueber_uns/index_Portrait.php (Aufruf am 12. 11. 2017).

Wissenschaftlich kann man zwischen dem genealogischen, dem pädagogischen und dem historisch-soziologischen Generationenbegriff unterscheiden. Der genealogische Generationenbegriff beschreibt die Abfolge von Familienangehörigen wie Großeltern, Eltern, Kinder und Enkel. Der pädagogische Generationenbegriff bezieht sich immer auf zwei Gruppen, die in einem Lernverhältnis zueinander stehen. Dabei hat eine Gruppe die Funktion der Vermittelnden und die andere die Aufgabe des Lernens. Das Alter spielt hier keine Rolle, denn alle lernen stetig voneinander – gerade in der generationenübergreifenden Arbeit. Der historisch-soziologische Generationenbegriff beschreibt Menschen, die bestimmte historische, politische, kulturelle oder soziale Ereignisse gemeinsam erlebt und ähnlich verarbeitet haben, wie zum Beispiel die Nachkriegsgeneration, die sogenannte Generation der 68er oder die von der Friedens- und Ökobewegung beeinflusste Generation der 1970er Jahre. Die unterschiedlichen intergenerationellen Angebote der Mehrgenerationenhäuser beziehen sich folglich auf unterschiedliche Generationenbegriffe: Erzählcafés und andere Begegnungsformen auf den historisch-soziologischen Generationenbegriff; Angebote zu Wahlgroßeltern bauen auf dem genealogischen Generationenbegriff auf, während Ausbildungs- und Befähigungsangebote, aber auch therapeutische Maßnahmen oder Theaterprojekte, vom pädagogischen Generationenbegriff ausgehen. Häufig mischen sich aber auch die verschiedenen Begriffsverständnisse bzw. Betrachtungsperspektiven, etwa wenn eine ältere Lehrerin, die durch die feministische Bewegung geprägt wurde, den ihr anvertrauten Jugendlichen ihre genderspezifischen Vorstellungen zu vermitteln versucht.

Aufgrund der interkulturellen Erfahrungen mit dem Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlicher nationaler oder sozial-kultureller Prägung, muss der Generationenbegriff noch weiter differenziert werden. Es gibt innerhalb der gleichen Generation im genealogischen Sinn ganz unterschiedliche „Generationen“ im historisch-soziologisch-kulturellen Sinn, deren Beziehungen – wenn sie aufeinandertreffen – häufig spannungsvoll, ja konfliktträchtig sind. Die jüngsten Erfahrungen im Umgang mit Migrant*innen sind hierfür lehrreich.

Und es sind noch weitere Phänomene des gesellschaftlichen Wandels zu nennen, die die Einrichtung von Mehrgenerationenhäusern geradezu nahelegen: Das individuelle Leben jedes Menschen ist heutzutage in jedem Alter besonderen Risiken und Anforderungen ausgesetzt: Familiäre Zusammenhänge sind oft nicht intakt oder werden durch berufliche Anforderungen strapaziert. Sinnhaftigkeit, Ziele und Werte für die eigene Standfestigkeit - und damit Glück – zu finden, ergibt sich nicht mehr automatisch aus den tatsächlich bestehenden familiären Verhältnissen. Funktionen, die früher vielleicht stärker innerhalb des Familienverbandes gesichert und abgedeckt wurden (Kinderbetreuung, Hausaufgabenhilfe, Pflege kranker oder alter Familienmitglieder) können heute oft nicht mehr erfüllt werden. Außerdem sind zahlreiche Gruppen in unserer Gesellschaft potenziell von Ausgrenzung bedroht bzw. erleben sich als unerwünscht und kapseln sich deshalb selbst ab. Das sind Gruppen wie z.B.

benachteiligte Kinder und Jugendliche, alte Menschen, behinderte und kranke Menschen oder es sind Menschen mit Migrationshintergrund, die isoliert sind und sich dann in überholte Kultur- und Verhaltensmuster flüchten, weshalb sie sich nur noch sehr schwer integrieren lassen.

Lernfelder des Miteinanders

Demgegenüber sollen Mehrgenerationenhäuser mit ihren vielfältigen Angeboten Lernfelder für ein gelungenes Miteinander nicht nur der Generationen im genealogischen Sinn, sondern auch aus unterschiedlichen Nationen, Religionen oder Berufen sein. Dieses Miteinander sollte immer auf Respekt, Anerkennung und Wertschätzung beruhen. Wir gehen dann gut miteinander um, wenn wir keine Vorurteile haben. Um diese Vorurteile ab- sowie Toleranz und soziales Kapital aufzubauen, braucht man Orte für das Kennenlernen, die Begegnung und das Gespräch. Nur wenn Menschen sich kennen, können sie auch Verantwortung füreinander übernehmen und somit Zukunftsaufgaben besser bewältigen. Die generationenübergreifende Arbeit leistet so einen entscheidenden Beitrag zur Zukunftsfähigkeit und nachhaltigen Entwicklung einer Kommune. Sie ermöglicht kreative und gemeinschaftliche Lösungen, indem sie Eigeninitiative und soziale Verantwortung miteinander verbindet.

Generationenübergreifende Arbeit stärkt die Fähigkeiten und Potenziale sowohl bei den freiwillig Engagierten als auch bei den Nutzerinnen und Nutzern der Angebote in den Häusern. In der Wissenschaft wird hier oftmals auf das Konzept der Selbstwirksamkeit nach dem Psychologen Albert Bandura verwiesen. Es nimmt an, dass Menschen, die erleben, dass sie aktiv Situationen beeinflussen und ihre Umwelt mit gestalten können, sich immer mehr zutrauen und bereit sind, Herausforderungen anzunehmen. Das lässt sich in Mehrgenerationenhäusern gut beobachten. Das gemeinsame Arbeiten im Mehrgenerationenhaus stärkt eigene Potenziale und ermöglicht dadurch persönliche Weiterentwicklungen. Es gibt Menschen eine Perspektive, auch in beruflicher Hinsicht. Aus dem Miteinander ergeben sich Impulse für die einzelne Person; sie fühlt sich angeregt und motiviert, für das eigene Leben und das anderer (wieder) Verantwortung zu übernehmen.

Ein Beispiel ist dafür eine junge, alleinerziehende Mutter, die in der 12. Klasse ihr erstes Kind bekommen hat und deshalb ihre Schullaufbahn abgebrochen und auf ihr Abitur verzichtet hat. Im Mehrgenerationenhaus konnte sie eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin absolvieren und damit die Fachhochschulreife erlangen. Da ihr nicht alle Ausbildungsinhalte im Mehrgenerationenhaus - es war nicht das Brunhilde-Baur-Haus, aber ein ähnlich gestaltetes - angeboten werden konnten, wurden die guten Verbindungen in der Region aktiviert. So konnte sie einige Ausbildungsinhalte bei anderen Einrichtungen vor Ort absolvieren. Inzwischen schreibt diese junge Frau ihre Bachelor-Arbeit an einer Hochschule für Soziale Arbeit und wird demnächst selbst als

Sozialarbeiterin tätig sein. Das wäre ohne die Unterstützung des Mehrgenerationenhauses und seines Netzwerks nicht möglich gewesen.²

Das Beispiel weist auf zwei weitere Stärken des Mehrgenerationenhauses hin, die bisher nur nebenbei angeklungen sind. Das produktive und kreative Miteinander erwächst nicht nur aus der inneren Struktur des Hauses, es wird verstärkt durch zwei äußere Faktoren: die Vernetzung mit Kooperationspartnern und die Anziehungskraft für freiwilliges Engagement. Zunächst einige Bemerkungen zum Ersteren.

Mehrgenerationenhäuser als Promotoren von Kooperationen

Die Mehrgenerationenhäuser sind mit ihren vielfältigen und passgenauen Angeboten für viele Kooperationspartner attraktiv. Dies belegen unter anderem die Zahlen aus dem Selbstmonitoring im Jahr 2013.³ Sie zeigen, dass die rund 450 Mehrgenerationenhäuser im laufenden Aktionsprogramm insgesamt bereits mehr als 33.000 Partner gewinnen konnten. Im Durchschnitt kommt jedes Haus damit auf beeindruckende 73 Kooperationspartner.

Das Selbstmonitoring macht zugleich deutlich, dass Mehrgenerationenhäuser Akteure aus allen Segmenten ansprechen: Am häufigsten arbeiten sie mit kommunalen Stellen zusammen – diese machen über 23 Prozent aller Partner aus. Dahinter folgen Unternehmen respektive Wirtschaftsverbände mit 19 Prozent sowie Schulen und Bildungseinrichtungen mit mehr als 15 Prozent.

Dabei sind die Formen der Zusammenarbeit vielfältig: Sie reichen von punktuellen Kontakten bis hin zur Entwicklung und Umsetzung gemeinsamer Angebote und Maßnahmen. Die jüngsten Selbstmonitoring-Ergebnisse ergeben, dass der fachliche Austausch sowie die Konzeption von Angeboten und Maßnahmen den größten Stellenwert einnehmen: Insgesamt rund 19 Prozent der Kooperationen fallen in diesen Bereich. Ebenfalls von großer Bedeutung ist die Durchführung von Angeboten und Maßnahmen mit einem Anteil von 17 Prozent. In knapp 14 Prozent aller Fälle geht es bei der Zusammenarbeit darum, spezielle Ziel- oder Nutzergruppen (gemeinsam) zu gewinnen.

Die Ergebnisse einer gleichzeitigen Kooperationspartnerbefragung⁴ verdeutlichen unter anderem eine Vielzahl der Kooperations*themen*: In 44 Prozent aller Fälle stehen Bildungsfragen

² Aus einem persönlichen Bericht einer Sozialarbeiterin an den Verfasser.

³ Jährlich führt jedes Mehrgenerationenhaus ein Selbstmonitoring durch. Mittels eines Fragebogens werden Grunddaten, Informationen zu Struktur und Ausgestaltung, zu Angeboten, den Kooperationspartnern im kommunalen Umfeld sowie zu Finanz- und Personalsituation erfasst. Die folgenden Angaben stammen aus dem Selbstmonitoring 2015, deren Ergebnisse vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend dokumentiert werden.

⁴ Ergebnisse der Kooperationspartnerbefragung 2014 im Rahmen des Aktionsprogramms Mehrgenerationenhäuser II des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, in:

im Vordergrund, bei 41 Prozent geht es um den Kontakt zwischen den Generationen. Jeweils in 38 Prozent aller Fälle ist die Zusammenarbeit auf die Themen Integration von Menschen mit Migrationshintergrund und Unterstützung von Familien ausgerichtet.

Die Kooperationspartnerbefragung gibt auch Antwort darauf, welche Impulse am häufigsten von der Zusammenarbeit ausgehen. Eine stärkere Vernetzung und Abstimmung von Angeboten hoben 60 Prozent der Befragten hervor. Ein kommunaler Kooperationspartner betonte etwa, dass die Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus zu besseren Absprachen bei der Platzierung von Angeboten in der Region führe und eine bedarfsgerechte Gestaltung bildungs-, beratungs-, betreuungs- und begegnungsrelevanter Angebote ermögliche. Darüber hinaus setzten 42 Prozent der Kooperationen Impulse, um neue Zielgruppen zu erreichen. Insgesamt 39 Prozent der Auskunft gebenden Partner führten zudem an, dass aus der bestehenden Zusammenarbeit neue Kooperationen mit weiteren Akteuren entstanden sind, die über das Mehrgenerationenhaus hinausgingen. So gab ein Wohlfahrtsverband beispielsweise an, dass die Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus den Grundstein für Kooperationen mit Selbsthilfegruppen und Seniorenvertretungen gelegt habe.

Die Kooperation mit den Mehrgenerationenhäusern bringt für die Partner *weitere Vorteile*. In der aktuellen Kooperationspartnerbefragung beschreibt zum Beispiel eine Vertreterin bzw. ein Vertreter eines Pflegestützpunktes die positiven Auswirkungen der Zusammenarbeit: Weil dieser im Mehrgenerationenhaus untergebracht sei, erreiche er eine breite Öffentlichkeit. Zudem profitiere der Stützpunkt davon, dass andere Kooperationspartner des Mehrgenerationenhauses Personen unkompliziert an ihn vermitteln. Und ein Wohlfahrtsverband kommt im Rahmen der Befragung zu dem Ergebnis, dass viele seiner Angebote, darunter Beratungsprojekte, Deutschkurse und weitere Förderangebote für junge Menschen mit Migrationshintergrund, ohne die Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus nicht möglich wären.

Eine gesonderte Befragung von Kommunen und Landkreisen belegt auch die große Zufriedenheit der öffentlichen Verwaltung. Gründe sind die Vernetzung bestehender Angebote, die Entwicklung von differenzierten und bedarfsgerechten Angeboten für alle Altersgruppen, die Weiterentwicklung von generationenübergreifenden Angeboten sowie die Gewinnung von freiwillig Engagierten und deren Vermittlung in passende Projekte. Einige dieser Aspekte sind es auch, die Kommunen und Landkreise am häufigsten genannt haben, als sie zu den Impulsen aus der Zusammenarbeit mit den Mehrgenerationenhäusern befragt wurden: An erster Stelle liegt dabei die stärkere zielgruppenübergreifende Vernetzung von

Angeboten (73 Prozent), gefolgt von der Förderung des freiwilligen Engagements (60 Prozent) und der Gestaltung generationenübergreifender Arbeit in der Praxis (59 Prozent).

Das Miteinander von Jung und Alt stärken, verschiedene Akteure vor Ort zusammenbringen, Doppelungen in der Angebotsstruktur abbauen sowie Engagementpotenziale fördern: Die Kommunen und Landkreise wissen, was sie an den Mehrgenerationenhäusern haben. Eine Kommune fasste den Ertrag wie folgt zusammen: Die Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus habe wesentlich dazu beigetragen, den gesellschaftlichen Herausforderungen in Zeiten des beschleunigten sozialen Wandels zu begegnen.

Mehrgenerationenhäuser als Anlässe für freiwilliges Engagement

Das strukturell vorgegebene Miteinander begünstigt nicht nur ein freiwilliges Engagement, es suggeriert es geradezu. Wie könnte man sich einem erkennbaren Unterstützungsbedarf eines immer wieder präsenten Mitmenschen entziehen, ohne das Miteinander insgesamt aufzukündigen? Wer sich auf das Leben im Mehrgenerationenhaus einlässt, findet sich in einem dynamischen Beziehungsgefüge wieder, das sich als wechselseitiges Geben und Nehmen vollzieht und immer wieder vor neue beziehungsbedingte Herausforderungen stellt, die ein zusätzliches Engagement verlangen. Freilich wirkt das Mehrgenerationenhaus nicht nur nach innen engagementfördernd, es veranlasst auch Menschen in seiner Umgebung zu einer freiwilligen Tätigkeit, meist in Form eines freien Angebots, das zwar verbindlich, aber auf Zeit eingegangen wird und damit dem Paradigmenwechsel vom *traditionellen* zum *neuen* Ehrenamt entspricht, der seit den 1990er Jahren immer wieder festgestellt wurde. Elemente dieses Wechsels sind:

- Eine stärkere Orientierung an den Inhalten konkreter Arbeit statt an einer Organisation und ihrer Weltanschauung, d.h. im Vordergrund steht z.B. das Engagement für Kinder oder für Flüchtlinge, nicht aber für einen Verein oder eine Institution wie etwa „die Kirche“.
- Engagement wird als bewusste individuelle Entscheidung konzipiert und kaum noch mit einer Tradition, etwa einer familiären, begründet.
- Motivationen erwachsen nicht nur aus altruistischen Orientierungen, sondern auch aus eigenen Interessen, Erwartungen und Ansprüchen.
- Die Erwartung, das Engagementfeld mitgestalten zu können, statt sich in hierarchische Strukturen einzuordnen, spielt eine große Rolle.
- Es dominiert ein in Umfang und Dauer begrenztes Engagement in Initiativen, Projekten, Aktionen statt eines langfristigen, verbindlichen Engagements in traditionellen Organisationen.

Dabei zeigt sich inzwischen, dass dieser Paradigmenwechsel sich nicht umfassend und überall vollzieht, sondern dass sich eine Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Formen und damit eine große Vielfalt von Motiven und Engagementformen entwickelt hat. An vielen Orten existieren Motivstrukturen von traditionellem und neuem Ehrenamt nebeneinander. Dies kann zu Konflikten unter Ehrenamtlichen führen, die sich in ihren unterschiedlichen Motiven und der unterschiedlichen Form von Engagement nicht verstehen und infolgedessen nicht akzeptieren. Manchmal werden Motive des neuen Ehrenamtes von traditionellen Ehrenamtlichen zum Beispiel als „unchristlich“ eingestuft, weil sie (auch) die eigene Person im Blick haben und nicht (nur) den Nächsten. In der Folge solcher Diskussionen suchen sich viele Menschen, die sich im Sinne des neuen Ehrenamtes engagieren wollen, andere Orte für ihr Engagement.

Empirische Untersuchungen zu den Motiven Ehrenamtlicher zeigen, dass explizit religiöse Motive („sich als Christ berufen fühlen“) für Engagement zurückgehen, während der Wunsch, etwas Sinnvolles und, wenn möglich, mit anderen zusammen etwas zu tun, zu den dominanten Motiven gehört, übrigens auch in der Diakonie. Die gesamtgesellschaftlichen Untersuchungen dokumentieren, dass gerade bei jüngeren Menschen die Gemeinwohlorientierung steigt, während Geselligkeitsbedürfnisse zurückgehen. Bei über Fünfzigjährigen verbindet sich Engagement zunehmend mit eigenen Interessen, z.B. der Nutzung ihrer Qualifikationen über die Pensionierung hinaus.

Nicht nur die Motive, auch die Zeiträume des Engagements differenzieren sich aus. Es gibt weiterhin Menschen, die sich auf längere Zeit engagieren und zu kontinuierlicher Mitarbeit bereit sind, während andere auf überschaubare Aktionen angewiesen sind, um sich engagieren zu können. Durch die wachsende berufliche Mobilität nimmt die Fluktuation unter den Engagierten zu. Das bedeutet, dass Ehrenamtliche häufiger verabschiedet und neue gewonnen oder Möglichkeiten zum Wiedereinstieg geschaffen werden müssen.

Damit ehrenamtliches Engagement möglich wird, müssen die Bedürfnisse und Ziele derer, die mitarbeiten wollen, zusammenpassen mit den Möglichkeiten, sich zu engagieren. Dieses Zusammenpassen oder Passungsverhältnis, gelingt häufig nicht mehr. Institutionalisierte traditionelle Engagementfelder sind häufig nicht ausreichend auf die Interessen und Anliegen Ehrenamtlicher eingestellt; Hauptamtliche denken stärker von dem Bedarf ihrer Arbeit und weniger von den gewandelten Bedürfnissen oder den kreativen Ideen der Ehrenamtlichen her. Entsprechend braucht das neue Ehrenamt eine andere Form der Begleitung, die einen geklärten Rahmen für selbständiges, den eigenen Gaben, Motiven und Ideen entsprechendes ehrenamtliches Engagement schafft. In dieser Hinsicht sind auch die Mehrgenerationenhäuser herausgefordert. Ein reflektiertes „Freiwilligenmanagement“, das flexibel vermitteln kann zwischen den sehr unterschiedlichen Motiven aktueller und potenzieller Freiwilliger, den Bedürfnissen und Wünschen der eigenen Klientel und Zielsetzungen sowie den

Rahmenbedingungen der eigenen Organisation, ist heute schon notwendig; es dürfte aber noch an Bedeutung gewinnen.

Community Organizing als zukunftsweisende Strategie

Die Zukunft der Mehrgenerationenhäuser scheint bis auf weiteres gesichert, jedenfalls was die finanzielle Unterstützung im Rahmen des Förderprogramms des Bundes betrifft. Mit der Unterzeichnung der Rahmenvereinbarung zur weiteren Finanzierung der Mehrgenerationenhäuser (MGH) durch den Bund Ende 2015 wurde ein wichtiger Beitrag zur Sicherung der Einrichtungen geleistet, die durch den Bund tatsächlich gefördert werden. Es handelt sich, wie schon erwähnt, um rund 450 Mehrgenerationenhäuser. Die Länder gehen davon aus, dass der Bund nach der Unterzeichnung auch in Zukunft seinen Beitrag zur dauerhaften Finanzierung der Mehrgenerationenhäuser leistet. Gegenwärtig scheint das niemand in Frage zu stellen.

Die Zukunftstauglichkeit der Häuser hängt jedoch nicht nur von ihrer Finanzierung ab, sondern zumindest ebenso sehr von ihrer Integrationsleistung in der näheren, bereits absehbaren Zukunft, also in den nächsten zehn Jahren. In diesem Zeitraum muss und wird sich zum Beispiel zeigen, inwieweit die Häuser die immense Aufgabe einer Integration der vielen minderjährigen, oft unbegleiteten Flüchtlingen tatsächlich bewältigen können oder ob andere Instrumente oder Maßnahmen angewandt werden.⁵ Es ist zu hoffen, dass sich die hier praktizierten Formen eines generationenübergreifenden und -verbindenden Miteinanders auch an dieser Herausforderung bewähren werden und gleichzeitig interkulturell angemessen weiterentwickeln lassen.

Wie schon ausgeführt, haben sich zum Beispiel bei der Hardtstiftung das Café, die Begegnungsräume und die Kooperationen mit verschiedenen Partnern in der Umgebung bereits als wirksame Instrumente der Integration und Aktivierung verschiedener Menschen und Gruppen bewährt. Ziel ist es dabei, Bürgerinnen und Bürger zu einem gemeinwohlorientierten, auf eine dynamische Gestaltung des Gemeinwesens ausgerichteten Handeln zu motivieren und zu befähigen. Dies entspricht einer unter dem Namen Community Organizing diskutierten Strategie. „Community Organizing ist eine sozialräumliche Strategie, durch welche die Bürger eines Gemeinwesens befähigt werden sollen, als autonome Akteure der Zivilgesellschaft auf die gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse gestaltend einzuwirken.“⁶ Community Organizing

⁵ Jedenfalls hat die Hardtstiftung Karlsruhe durch die Aufnahme einer Gruppe von Flüchtlingen bereits einen verheißungsvollen Anfang gemacht.

⁶ Eugen Baldas, Das CO-Projekt, in: ders (Hg.), Community Organizing. Menschen gestalten ihren Sozialraum. Modellprojekt im Deutschen Caritasverband, Freiburg 2010, 37-57: 50.

intendiert die Etablierung einer handlungsfähigen Zivilgesellschaft neben einem starken Staat und einer leistungsfähigen Wirtschaft. Dementsprechend setzt Community Organizing bei den Bürgerinnen und Bürgern in den Stadtteilen an. Hier sollen sich Einzelpersonen, öffentliche und kirchliche Einrichtungen und dort angesiedelte Unternehmen zusammenfinden, um zur Verbesserung des lokalen Lebensumfeldes der Menschen beizutragen und sie in diese Prozesse einzubinden. Zentral ist dabei die Frage der Macht. Community Organizing „zielt darauf ab, Menschen zu befähigen, ihr eigenes Leben, das gesellschaftliche Zusammenleben und damit letztlich auch das öffentliche Leben gemeinsam mit anderen zu gestalten, gegebenenfalls zu verändern und zu entwickeln, d.h. persönlich und öffentlich politisch handlungsfähig zu sein“⁷.

Community Organizing erfordert eine spezifische Rolle von diakonischen Einrichtungen wie zum Beispiel der Hardtstiftung, die nicht als Vertreterinnen eigener Interessen im Sozialraum aktiv werden, sondern von den Bedürfnissen der Menschen ausgehend danach fragen, was für das Gemeinwohl konkret vor Ort getan und wie das Gemeinwesen politisch mitgestaltet werden kann. Dabei sollten verschiedene Organisationen und Gruppen zusammenwirken⁸, z.B. Vereine, Kirchengemeinden, kommunale Organe, damit diese in der Verbindung ihrer jeweiligen Potenziale ein gewisses Gewicht in die zivilgesellschaftlichen und politischen Diskurse der Region einbringen können. Darüber hinaus hat Community Organizing Effekte für die Einrichtung selbst, und zwar als Medium der Verortung im Nahraum im Sinne einer Entgrenzung nach außen und als Medium der Bewusstwerdung eigener innerer Vielfalt, also einer Entgrenzung nach innen. Denn mit der Entdeckung von Bedürfnissen der Menschen im Stadtteil um die Einrichtung herum wird der Blick auch für möglicherweise latente Probleme oder Konflikte innerhalb der jeweiligen Einrichtung selbst geschärft. Community Organizing als mobilisierende, motivierende und zukunftsweisende Handlungsperspektive erfordert die Kooperation mehrerer Partner in der Region. Die Arbeit des Mehrgenerationenhauses hat solche Kooperationen schon angebahnt. Es geht im Grunde nur darum, auf den schon eingeschlagenen Wegen mit der neuen Perspektive voranzuschreiten.

⁷ Leo Penta/Susanne Sander, Community Organizing und Bürgergesellschaft, in: Eugen Baldas (Hg.): Community Organizing. Menschen gestalten ihren Sozialraum. Modellprojekt im Deutschen Caritasverband, Freiburg 2010, 58-63: 60.

⁸ Martin Horstmann/Elke Neuhausen, Mutig mittendrin: Gemeinwesendiakonie in Deutschland. Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD. Broschiert – 7. Oktober 2010, 5.